

Ratte ist nicht gleich Ratte

Gottfried Wiedenmann

Ratten sind Nagetiere; namensgebend dafür sind die langen Vorderzähne, die durch ihren Aufbau sowie regelmäßige Nage-Aktivitäten nie stumpf werden und lebenslang nachwachsen. Von den weltweit etwa 65 Ratten-Arten leben die meisten in Südostasien bis hin nach Australien. Aus Asien stammen letztendlich auch die beiden Arten, die bei uns vorkommen: die Hausratte (*Rattus rattus*) und die Wanderratte (*Rattus norvegicus*). Sie haben sich hier mit dem Menschen eng »verbandelt« und gelten als Kulturfolger. Wie bei anderen Tierarten (z. B. Krähe, Fuchs, Wildschwein ...) kommt ihnen dabei ihre Anpassungsfähigkeit sehr zugute.

Die Hausratte – auch Dachratte genannt (nomen est omen, man fand sie früher häufig in den Reet-Dächern der Bauernhäuser) – lebt bei uns nicht gern »draußen«, sondern zieht – entsprechend ihrer ursprünglichen Herkunft im südlichen Indien – als Wetterschutz die wärmeren Bedingungen der menschlichen Nähe vor. Frei lebende Populationen gibt es eher in der Mittelmeer-Region, wo sie als gute Kletterer auch gerne in Gebüsch und Bäumen leben und dort auch ihre kugeligen Nester bauen. Wahrscheinlich im frühen Mittelalter kam die Hausratte nach Europa und verbreitete sich seitdem als »Schiffsratte« weltweit. Im Gegensatz zu den Wanderratten heben Hausratten beim Laufen ihren Schwanz an, wodurch man die beiden Arten gut unterscheiden kann.

Wanderratten lebten ursprünglich im südöstlichen Sibirien und im nordöstlichen China und dort vor allem in waldreichen und buschigen Gegenden. Wahrscheinlich erreichten die Tiere Europa im 18. Jahrhundert auf dem Landweg und verdrängten dabei zunehmend die Hausratte. Denn gegenüber dieser sind Wanderratten durch ihren massiveren Körperbau und ihre bessere Anpassungsfähigkeit sowie wegen der durchschnittlich höheren Anzahl von Nachkommen im Vorteil. Offensichtlich kommen sie auch besser mit dem hiesigen Klima klar. Weltweit wurden Wanderratten



seitdem unbeabsichtigt vor allem mit Schiffen verbreitet (sie klettern geschickt über Seile und Schiffstau und verlassen das Schiff, ehe es sinkt). In Städten leben Wanderratten häufig in der Kanalisation, bei uns aber auch gern in naturnahen Biotopen, vor allem an Gewässerrändern mit dichter Vegetation.

Ratten sind Allesfresser, wobei die pflanzliche Nahrung bei Weitem überwiegt. Sie bevorzugen Samen, Körner, Nüsse und Früchte, ergänzen ihren Speiseplan jedoch auch mit Insekten und anderen Kleintieren, Vogeleiern oder Fischen. Sie können hervorragend schwimmen und tauchen, laufen aber auch flink und ausdauernd und sind höchst fähige Kletterer. Zusätzlich graben Wanderratten so gut wie Maulwürfe und Wühlmäuse und legen, wenn möglich, Erdbaue an, die einen Wohnkessel mit mindestens zwei Eingängen haben, häufig sind auch Vorratskammern vorhanden. In Gebäuden findet man die Nester an geschützten Stellen jeglicher Art, z. B. zwischen aufgestapelten Waren, zwischen Doppelwänden, in offenen Röhren oder unter Fußbodendielen. Die Nester werden mit weichem Material ausgepolstert. Das können Gras oder Blätter sein, aber dann auch Stoff und Papier oder sonstige Dinge der menschlichen Zivilisation.

Zur erfolgreichen Ausbreitung der Ratten gehört sicherlich auch ihre »großartige« Fähigkeit sich zu vermehren: ein Wanderratten-Weibchen kann mehrfach, und unter passen-

den Umweltbedingungen über das ganze Jahr hinweg Junge bekommen. Nach gut drei Wochen Tragzeit werden im Durchschnitt pro Wurf acht bis neun Nachkommen geboren (es können aber auch bis zu zwanzig sein). Sie werden etwa sechs Wochen lang vom Muttertier gesäugt und sind dann innerhalb eines halben Jahres selbst wieder geschlechtsreif.

Wenn weibliche Tiere tragend sind oder ihre Jungen säugen, verteidigen sie ihr Territorium vehement gegen Eindringlinge und dulden lediglich andere trächtige oder säugende Weibchen desselben Verbandes in ihrer Nähe. Rattenweibchen kümmern sich sehr liebevoll um ihre Jungen. Stirbt ein Weibchen in diesem Stadium, werden seine Jungen von anderen säugenden Weibchen adoptiert. Wenn das Säugen beendet ist, erfahren die Jungtiere von der Mutter beim gemeinsamen Herumstromern, was Ratten fressen können und was nicht. Dabei sind sie neben dem Aufbau von Ernährungstraditionen auch außerordentlich unternehmungslustig und für Neues lernfähig.

Es gibt seit den 1960er Jahren Forschungsergebnisse, nach denen sich Nachkommen von Rattenmüttern, die sich besonders intensiv um ihre Jungen kümmern, später als besonders lernfähig, mutig, freundlich und kuschelbereit zeigten. Dagegen besaßen Jungtiere, die in den ersten acht Tagen nach der Geburt nicht ausreichend versorgt wurden (aber überlebten), eher einen aggressiven, ängstlichen Charakter; sie waren leicht reizbar, hypernervös und ungesellig und lernten auch schlechter. Dabei war weniger die Dauer des Zusammenseins mit der Mutter wichtig, als vielmehr die Intensität der Pflege! Ein Schelm, wer Schlechtes dabei denkt.

Wanderratten können in Rudeln von bis zu tausend Individuen auftreten, was sicherlich auch einen Teil ihres schlechten Rufes ausmacht und in Hameln Geschichte(n) schrieb. In Siedlungsbereichen bilden sie jedoch eher kleine Gruppen von bis zu drei Tieren.

Der hohen Vermehrungsrate stehen allerdings in ihrem »richtigen Leben« auch eine ganze Anzahl von natürlichen (Fress-)Feinden gegenüber wie Wolf, Fuchs, Wildkatze, Marder, Mauswiesel, Iltis, sowie Greifvögel (z. B. Habichte) und Eulen (beim Uhu besteht nach-

weislich die Nahrung zeitweise zu 30 Prozent aus Ratten). Das sind allerdings auch Tiergruppen, die der Mensch traditionell nicht unbedingt in seiner Nähe litt, und die er deshalb – z. T. bis zu ihrer Ausrottung – bekämpft hat. In jedem Fall hat (bzw. hatte) auch dieses »Raubzeug« beim zivilisierten Menschen keinen guten Ruf (aber vielleicht ist ja auch der Mensch diesbezüglich lernfähig).

Ratten halten sich als Kulturfolger bevorzugt in der Nähe von menschlichen Lebensbereichen auf, dort finden sie Unterschlupf und reichlich Nahrung, vor allem auch in städtischem Abfall. Und sie mögen alles, was auch Menschen essen bzw. beim Essen übriglassen, und dazu noch vieles mehr. Es gibt Berichte, dass sie sogar Bienenwachs und Seife nicht verschmähen. Mit ihren harten Nagezähnen können sie sich auch durch widerstandsfähige Materialien nagen, um an Nahrung heranzukommen. Aufgrund dieser Eigenschaften werden sie für den Menschen vor allem zu Nahrungs-»schädlingen« (auch zu Überträgern von Krankheiten, aber davon später). In der Natur gibt es jedoch keine »Schädlinge«. Dort regeln sich Populationsgrößen u. a. einerseits nach dem jeweiligen Nahrungsangebot und andererseits über »das Fressen und Gefressenwerden«. So entsteht mittelfristig ein (biologisches) Gleichgewicht. Wachsende Individuenzahlen auf der einen Seite haben wegen des besseren Nahrungsangebots eine steigende Anzahl der Fressfeinde auf der anderen Seite zur Folge (der Mensch ist für diesen Regelmechanismus nur meist nicht geduldig genug). So wird Tier zum »Schädling«, wenn es durch seine starke Vermehrung dem Menschen in die Quere kommt. Dass wir meist durch unsere Aktivitäten (Schaffung von optimalen Lebensbedingungen, Reduzierung der natürlichen Feinde) wichtige Voraussetzungen zur Verbreitung des »Schädlings« beitragen, wird dabei gerne vergessen (und bei Bedarf bleibt im Sprachgebrauch der »Schädling« auch nicht unbedingt auf Tiere beschränkt).

Hierzulande fallen also im menschlichen Umfeld die natürlichen Feinde der Ratten durchweg aus, denn Stadt-Hunde und Hauskatzen sind nicht unbedingt gute Rattenfänger.

Das ist sicherlich auch ein guter Grund für die Ratten, sich weiterhin bevorzugt in Menschennähe aufzuhalten (auch Wildschweine entziehen sich durch das Leben in der Stadt dem lebensgefährlichen Jagd-Druck im Wald). Das bringt (zwingt?) den Menschen dazu, mit »humanen« Mitteln einzugreifen. Dazu sind z. B. Fallen nützlich, aber v. a. auch Gift, das er in Ködern versteckt. Denn das ist eine »saubere Sache«. Ratten ziehen sich zurück oder verkriechen sich, wenn es ans Sterben geht. Man hat dann mit der Entsorgung nichts zu tun, es sei denn, an versteckten Orten könnten spätere Gerüche lästig werden. Die Anwendung von Giften ist aber auch mit dem Problem verbunden, dass Ratten unbekanntem Futter gegenüber sehr vorsichtig und vor allem lernfähig sind: geht es einem Tier nach dem Fressen – und das auch erst nach Tagen – schlecht, rühren die anderen den Köder nicht mehr an. Heutzutage werden deshalb Ködergifte verwendet, durch die der Tod ohne äußerliche Anzeichen durch innerliches Verbluten erst sehr langsam eintritt. Wie sich das auf Tiere auswirken kann, die dann eine solche infizierte und bereits lebensreduzierte Ratte fressen, kann man sich vorstellen.

Auch wenn Ratten im Haus sicherlich in mancherlei Hinsicht nicht angenehm sind, wichtiges Argument für die Bekämpfung ist vor allem, dass die Gefährlichkeit der Art überzeugend veranschaulicht wird. Das kann z. B. optisch anregend durch Abbildungen geschehen, in denen Ratten mindestens einen fiesen Eindruck hinterlassen (Schlitzaugen und gebleckte Zähne!). Auch in Fabeln werden Ratten bei uns eher als feige und hinterhältig dargestellt, und Menschen, die man als »Ratte« titulierte, gelten sicherlich nicht als die angenehmsten. Ein »niedliches« Eichhörnchen, dessen Speiseplan sich nicht wesentlich von dem der Ratte unterscheidet, das aber eher auf Distanz zum Menschen lebt, wirkt dagegen eher positiv. Eine vergleichbare Argumentation zu seiner Bekämpfung rief sicher auch starke emotionale Widerstände hervor.

Im Gegensatz zur Hausratte, die inzwischen vielfach auf Roten Listen steht, ist die Wanderratte als Art in Europa nicht gefährdet. Ihre

durchschnittliche Lebenserwartung beträgt in der Natur (auch aufgrund des großen Feind-Drucks) bis zu einem Jahr. Als Labor- und Heimratte genießt sie allerdings einen strengen Schutz und kann drei Jahre und älter werden.

Neben der besonderen Lernfähigkeit und einem sehr guten Gedächtnis sind Ratten mit weiteren artspezifischen Fähigkeiten faszinierend ausgestattet. Der feine Geruchssinn ist bei der Futtersuche hilfreich, dient aber auch dem Erkennen von Artgenossen und der Kommunikation. Akustisch können sich Ratten in Frequenzen verständigen, die für uns hörbar sind, aber ebenso im Ultraschallbereich. Sie sind in der Lage, Töne bis zu 100 000 Hz zu erzeugen und wahrzunehmen (der Mensch hört bis maximal 20 000 Hz). Sie setzen diese Laute bei der Paarung, während innerartlichen Konflikten oder bei der Jungenaufzucht ein, aber sie warnen damit ggf. auch Artgenossen. In dunklen Räumen nutzen sie ihre Ultraschall-Laute als Sonarsystem und können sich aus dem jeweiligen Echo ohne optische Orientierung ein »Raumbild« erstellen. Auch ihr Tastsinn ist bestens ausgebildet, mit den Vorderpfoten können sie sogar in trübem Wasser mögliche Nahrung erkennen und mit den Tasthaaren im Bereich der Schnauze orientieren sie sich in vielfältiger Weise.

Zu ihrem schlechten Ruf kamen die Ratten nicht zuletzt durch die mittelalterlichen Pest-Epidemien. Dies offensichtlich eher zu Unrecht. Denn inzwischen wird aufgrund von neueren medizinisch-historischen sowie archäologischen Befunden eher angezweifelt, dass die Ausbreitung der Pest mit den damaligen Ratten-Vorkommen einherging. Es muss auch andere Infektionswege gegeben haben. Zwar können freilebende Ratten (auch heutzutage) Reservoir und Zwischenwirte für Krankheitserreger des Menschen sein – dies gilt übrigens für alle »wildern« Tiere, mit denen wir in Kontakt kommen – doch essentiell waren vor allem blutsaugende Insekten, die die Pest übertrugen. Sie traten in den wärmeren Jahreszeiten auf und verschwanden zum Winter hin und mit ihnen die Pest-Infektionen.

Unsere negative Einstellung zu Ratten steht in völligem Kontrast zu dem Verständnis, wie

es in Asien existiert. Dort werden Ratten eher mit Intelligenz und anderen positiven Eigenschaften in Verbindung gebracht. Dem hinduistischen Gott Ganesha dienen sie als Reittier. Für Gläubige gilt es in Indien als »Glück«, wenn ihnen im Karni-Mata-Tempel eine Ratte über die nackten Füße läuft. Dort essen und trinken die Pilger auch aus Schalen, aus denen vorher Ratten gefressen oder getrunken haben. Über dadurch ausgelöste Epidemien wurde in dem Bericht allerdings nichts kolportiert ...

Im chinesischen Tierkreis nimmt die Ratte den ersten Platz ein und besitzt in diesem Zusammenhang vor allem positive Eigenschaften. Sie steht dort für Intelligenz, Ehrlichkeit, Fleiß, Kreativität, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, aber auch für Angriffslust und Sentimentalität; und sie besitzt die Fähigkeit, in widrigen Umständen und trotz Verfolgung zu überleben: auch wenn sie am Boden liegt, gibt sie nicht auf. Alle zwölf Jahre gibt es ein »Jahr der Ratte«, das letzte war 2008.

In westlich-orientierten Industrie- und Kultur-Kreisen findet man dagegen positive Aspekte zur Wanderratte eher im Geheimen bzw. lediglich in mehr oder minder abgeschlossenen Kommunikationsforen. Denn die sogenannten Farbratten, züchterische Abkömmlinge der Wanderratte, bilden – meist in weiß – eines der wichtigsten Versuchsobjekte in der biologisch-medizinischen Forschung. In aller Labor-Abgeschiedenheit wurden sie so über den Umweg der menschlichen Gesundheit zu einem bedeutenden und in vielem positiven Bestandteil unseres Lebens. Jeweils um die 350 000 bis 400 000 Ratten werden bei uns immer noch in der Forschung, vor allem der Medizin und Pharmazie, pro Jahr »verbraucht«. Dies geschieht, so wird es begründet, »zum Nutzen der Menschen«, was diesen in ihrer Allgemeinheit kaum bewusst sein mag oder auch bewusst ausgeblendet wird.

In der Öffentlichkeit sieht man heutzutage Ratten nicht selten in anderen Kreisen – gemeinhin auch als Sub-Kultur bezeichnet. Meist junge Menschen, die nicht zum allgemeinen mainstream gerechnet werden (und dies sicherlich auch selbst nicht möchten), haben eine Ratte bei sich. Häufig in weiß oder mit unter-

schiedlichen Farbverteilungen im Fell sitzt sie dann auf deren Schulter, klettert geschickt auf der Kleidung herum oder versteckt sich darin. Wiederum weniger in der Öffentlichkeit werden Farbratten auch als Heimtier gehalten. Denn aufgrund ihrer Lernfähigkeit und durch ihren sozialen Charakter sind sie – wie auch durch die vorgenannten Kreise dokumentiert – fähig, eine persönliche Bindung zu ihrer Pflegeperson aufzubauen. Der berühmte Verhaltensforscher und Nobelpreisträger Konrad Lorenz soll die Ratte vor diesem Hintergrund und wegen dieser möglichen Zuwendung zum Menschen als eines der tollsten Haustiere bezeichnet haben. Hinzu kommt, dass eine Farbratte mit ihren Knopfaugen (die noch stärker hervortreten, wenn es ihr gut geht) und ihrer runden Schnauze recht niedlich und attraktiv aussehen kann. Damit steht sie dem Eichhörnchen in nichts nach. Im Gegensatz zu diesem besitzen Ratten jedoch als soziale Tiere ein ausgesprochen großes Repertoire an Verhaltensmustern, die sie dann auch mit »ihrem« Menschen teilen. Nur der schuppige, kaum behaarte Schwanz, der beim Klettern als »Balancierstange« benutzt wird, gilt vielfach als »abstoßend«. In einem Buch zur Haltung von Farbratten fand sich die Bemerkung, dass Ratten, wenn sie einen Schwanz wie Eichhörnchen besäßen, vom Menschen viel weniger problematisch angesehen würden, und als Heimtier noch viel beliebter wären.

Farbratten benötigen in ihrem geräumigen Käfig vielfältige Strukturen, wo sie klettern, entdecken oder sich verstecken können. Dies kann zusätzlich aber auch immer wieder und gerne außerhalb des Käfigs mit oder auf dem Menschen geschehen, der sie betreut. So kann man dann, wenn man sich darauf einlässt (und den »fiesen Schädling« im Hinterkopf vergisst) über den direkten Kontakt und durch eigene Beobachtung die faszinierenden (und biologisch gesehen) erfolgreichen Fähigkeiten der Ratte erleben und ihre – auch individuell unterschiedlichen – (Charakter-)Eigenschaften kennen lernen.